

PAUL REID
Stürmische Gezeiten



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Irland, im Jahr 1790. Ein kleines Dorf an der Küste wird in einer stürmischen Nacht von maurischen Piraten überfallen. Ein Großteil der Einwohner wird gefangen genommen und auf das Schiff der Piraten gebracht, unter ihnen der junge Farmer Brannon Ryan. Orlaith Downey, die Liebe seines Lebens, und ihr kleiner Sohn schaffen es, sich rechtzeitig zu verstecken. Doch nun sind die beiden von Brannon getrennt, und er weiß nicht, ob ihr Versteck unentdeckt geblieben ist.

Brannon wird zusammen mit den anderen Gefangenen nach Nordafrika verschifft, wo er in die Sklaverei verkauft wird und in der Armee des sadistischen Sultans von Marokko dienen muss. Sein Leben ist fortan von Krieg und Gewalt bestimmt.

In Irland muss Orlaith währenddessen fürchten zu scheitern. Ganz auf sich allein gestellt, schafft sie es nicht, die Farm weiterzuführen. Doch dann bietet ihr der Landbesitzer Randall Whiteley einen Ausweg – Orlaith soll seine Frau werden. Mit schwerem Herzen willigt Orlaith schließlich ein. Aber Whiteley ist ein grausamer Mann, und das Leben mit ihm wird schnell zu einem Albtraum. Orlaith gibt die Hoffnung, dass Brannon noch lebt und eines Tages zu ihr zurückkehrt, nicht auf.

Doch je mehr Zeit vergeht, desto unwahrscheinlicher wird es ...

Autor

Paul Reid, geboren und aufgewachsen im Süden Irlands, studierte jahrelang die Geschichte der irischen Küste. Der ehemalige Musiker, der auch schon auf einer australischen Farm im Outback arbeitete, entwickelte früh eine Liebe zum Geschichtenerzählen. Heute lebt Paul Reid in Cork Harbour. »Stürmische Gezeiten« ist sein erster Roman.

Paul Reid

Stürmische
Gezeiten

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Sonja Hauser

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe
erschien unter dem Titel »A Cruel Harvest«
2010 bei AmazonEncore, Las Vegas.

Die Figuren und Ereignisse in diesem Buch sind fiktiv.
Jede Ähnlichkeit mit realen Personen, lebend oder tot, ist zufällig
und nicht vom Autor beabsichtigt.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das fsc®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung März 2012
Copyright © der Originalausgabe 2010 by Paul Reid
Copyright © dieser Ausgabe 2012

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Originally published in the United States
by Amazon Content Services LLC, 2010

This translation made possible under a license arrangement
originating with AmazonEncore

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: © FinePic; Getty Images/DEA/A. DAGLI ORTI;
Getty Images/Photographer's Choice/Aaron Foster;
Hibiscus against a Marble Ledge (oil on panel),
Spaendonck, Cornelis van (1756–1840)/Private Collection/
Johnny Van Haften Ltd., London/Bridgeman Berlin

Redaktion: Irmgard Perkounigg

AG · Herstellung: Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-47654-1

www.goldmann-verlag.de

Für meine Eltern
Nicholas und Breda

Prolog

1790 – Nordwesteuropa

Ein ächzendes Schiff. Klippen im Nebel. Müde Männeraugen.

Das Meer hatte die Farbe von mattem Stahl; der Wind ließ die Gischt aufspritzen; über den Hügeln hinter dem Strand hingen dunkle Wolken. Riesige Wellen warfen das Schiff hin und her, das wegen der zerklüfteten Felsen und verborgenen Riffe nicht vor Anker gehen konnte.

Kapitän Al Abbas al-Zaki suchte von der Reling der Backbordseite aus mit verächtlichem Blick das Ufer ab. Die Insel sah aus, als wäre sie stets grau, als würde kein Sonnenstrahl sie je erhellen. Irland hieß dieser Ort. Vom Regen durchweichte Sümpfe am Rande Nordeuropas – was für Menschen konnten hier leben? Bestimmt waren sie genauso barbarisch wie das Land, unkultivierte Ungläubige und Schweineesser, Verehrer von Götzen und falschen Göttern. Al-Zaki verzog verächtlich den Mund.

»Bringt mir den Jungen«, zischte er, und sofort verschwanden zwei Mitglieder der Crew unter Deck, um kurz darauf mit einem hellhäutigen Burschen von etwa elf Jahren wiederzukehren, der wenige Tage zuvor auf einem Fischerboot gefangen genommen worden war und gebettelt hatte, ihn zu seiner Familie zurückzulassen. Als Gegenleistung hatte er versprochen, das Schiff zu einem Dorf an der süd-irischen Küste zu lotsen, das al-Zaki nicht finden konnte.

Al-Zaki wandte sein vernarbtes Gesicht dem Jungen zu und sagte auf Englisch: »Je weiter du uns in diese höllische

Gegend führst, desto schlechter wird das Wetter. Hast du mich angelogen, *weld*? Ich glaube, ja. Lügner müssen bestraft werden.« Er legte die Hand auf den Griff seines Breitschwerds, worauf der Junge einen Schrei ausstieß.

»Nein, Herr!« Er deutete auf die Landzunge auf der Backbordseite des Bugs. »Dahinter ist der Hafen von Dromkeen, wo die kleinen Boote vor Anker liegen, Herr.«

Dromkeen: ein rauer Laut aus der Sprache der Einheimischen. Al-Zakis Information nach handelte es sich um ein Fischerdorf mit etwa zweitausend Einwohnern, das er weiter im Osten vermutet hatte, näher bei Youghal. Youghal – wieder so ein unangenehmer Laut. Wenn der Junge nicht die Wahrheit sagte, war diese Fahrt umsonst gewesen, und davor graute al-Zaki.

»Ich kann nur hoffen, dass du recht hast, *weld*«, knurrte er.

»Ich schwöre es bei meinem Leben, Herr!«, rief der Junge aus.

»Das ist in Gefahr, wenn sich herausstellt, dass du mich getäuscht hast«, erklärte al-Zaki mit funkelnden Augen, bevor er ein stummes Stoßgebet zu Allah schickte, er möge das Unternehmen wohlwollend begleiten, und sich wieder der Reling zuwandte.

Diese Küste war er noch nie entlangesegelt; er hatte sich auf die ihm seit vierzig Jahren vertrauten Routen beschränkt, von Sizilien und Spanien nach Portugal und Frankreich und zur kornischen Küste, einmal sogar bis nach Amerika. Monatelange Entbehungen auf stürmischer See lohnten sich des an Land reichlich vorhandenen Gutes wegen.

Sklaven.

Auf den Märkten Nordafrikas bot er die menschliche Fracht Händlern und Sultanen an, die sie in den lebenslangen Frondienst zwangen. Anders als Gold und Diaman-

ten ließen sich Menschen leicht beschaffen, und der Nachschub versiegte praktisch nie. Küstenstädte, Fischerdörfer und Häfen – die Korsaren der Barbareskenküste schlugen schnell wie der Wind in der Nacht zu und segelten mit vollem Schiffsbauch wieder fort. Obwohl die europäischen Staaten, die verzweifelt versuchten, diese Raubzüge zu unterbinden, Emissäre mit Verhandlungsangeboten zu den arabischen Herrschern schickten, blühte der Sklavenhandel. Egal ob Engländer, Spanier, Franzosen oder Iren: Für jedes unglückliche Geschöpf, das al-Zaki den heimischen Gestaden entriss, erwartete ihn eine Belohnung.

Den Rest des Tages kämpften sie gegen den Sturm an. Am Abend ließ der Wind nach, und das Meer beruhigte sich. Den Anweisungen des Jungen folgend, steuerte das Schiff um die Landspitze herum und glitt in den Schutz der Klippen. Im Dämmerlicht erspähte al-Zaki mit seinem Fernrohr das winzige, in einer sandigen Bucht versteckte Dromkeen. Die Häuser lagen im Schatten; auf den Straßen herrschte Ruhe.

Im Schutz der Dunkelheit würde keiner das Herannahen des Schiffs bemerken. Die Dorfbewohner, die friedlich in ihren Betten schliefen, ahnten nicht, welche Gefahr ihnen drohte.

1

Auf dem Weg in den Ort spürte Orlaith, dass jemand ihr folgte. Obwohl sie nichts hörte und niemanden sah, hatte sie das beunruhigende Gefühl, beobachtet zu werden. Mit einem Korb voller Eier am einen Arm und ihrem kleinen Sohn Sean auf dem anderen konnte sie nicht schnell gehen. Sie blieb stehen und lauschte. Weil es den ganzen Morgen über geregnet hatte, tropfte es von den Bäumen, und in den Büschen raschelte der Wind. Orlaith bekam eine Gänsehaut.

Das Knacken eines Zweiges hinter der Hecke neben der Straße erschreckte sie. Dann nahm sie eine Bewegung zwischen den Farnen wahr.

»Wer ist da?«, fragte sie mit bebender Stimme und schaute in die Hecke, hinter der sich undeutlich die Umrisse eines Mannes abzeichneten. Orlaith stellte den Korb ab und drückte Sean fester an ihre Brust.

»Wer ist da?«, wiederholte sie. »Was wollen Sie?«

»Dich«, lautete die Antwort. Der Mann trat hinter der Hecke hervor. »Aber ich würde mich auch mit einem Kuss zufriedengeben.«

»Ach!«, rief Orlaith errötend aus. »Wenn das nicht Brannon Ryan ist!«

Er grinste. »Ich dachte, du würdest dich freuen, mich zu sehen, Orlaith.«

»So, so.«

»Warum hast du mir nicht gesagt, dass du nach Drom-

keen willst? Ich hätte dich begleitet. Gib mir den Kleinen.«
Er nahm ihr Sean ab. Der Junge jammerte ein bisschen und schlief dann an Brannons Brust weiter.

»Ich schaffe den Weg ins Dorf schon allein ... vorausgesetzt, ich werde nicht belästigt.«

Brannon lachte. »Ich bin ein unbeholfener Cork-Flegel. Aber genau das gefällt dir, oder?«

Mit einem Kuss hinderte er sie am Reden. Sie ließ die Hände sinken, die sie gehoben hatte, um ihn abzuwehren, und berührte seine Wange. Als sie seinen Körper spürte, seufzte sie auf.

Da fiel ihr Sean ein, und sie schob Brannon weg. Errötend strich sie sich die Haare aus dem Gesicht. »Das geht nicht. Was würden die Nachbarn sagen?«

»Wahrscheinlich: ›Da belästigt diese schreckliche Mrs. Downey wieder den armen, gottesfürchtigen, gut aussehenden Brannon Ryan.««

»Hör auf«, warnte sie ihn. »Ich mag's nicht, wenn du mich so nennst.«

»Entschuldige, Orlaith.« Er wusste, dass sie nicht als »Mrs. Downey« angesprochen werden wollte, auch wenn alle im Dorf sie noch ein Jahr nach dem Tod ihres Mannes so nannten. Brannon war der Einzige, der sie mit dem Vornamen anredete.

Er deutete auf den Eierkorb auf dem Boden. »Die Hühner scheinen es gut mit dir zu meinen.«

»Ja«, bestätigte sie strahlend. »Sie legen jeden Tag mehr, als Sean und ich essen können. Die hier will ich im Dorf verkaufen.«

»Du bist eine richtige Farmerin geworden.«

»Und wem habe ich das zu verdanken? Manchmal bist du doch zu etwas nütze.«

»Heirate mich, Orlaith«, sagte er mit ernster Stimme.

»Gleich morgen, damit wir endlich zusammen sein können.« Er hob eine Augenbraue. »Es sei denn, du liebst mich nicht?«

»Ach, Brannon«, seufzte sie und streckte die Arme nach ihm aus, um ihn zu küssen. »Natürlich liebe ich dich, du Rüpel.«

Sie gingen gemeinsam nach Dromkeen, wo Orlaith den Fischern die Eier verkaufte. Auf dem Rückweg lugte die Sonne zwischen den dahinjagenden Wolken hervor. Auf dem Boden glitzerten Regenpfützen; zu Seans Vergnügen machten sie ein Spiel daraus, ihnen auszuweichen. Orlaith freute sich über die sich anbahnende Beziehung zwischen Sean und Brannon. Sean stammte aus ihrer Ehe mit Seamus Downey, einem Mann, den sie kaum gekannt hatte. Einem Mann, mit dem ihr Vater eines Tages in einer Schenke geplaudert, Bier getrunken und die Engländer verflucht hatte. Im trostlosen Herbst des Jahres 1788 hatte Seamus' leidgeprüfter Esel ihm schließlich einen Tritt versetzt und Orlaith zur Witwe gemacht. Zur schwangeren Witwe, wie sich herausstellte.

»Das gefällt mir nicht«, riss Brannons Stimme sie aus ihren Gedanken. Er deutete auf die Bucht, über der eine dunkle Wolkenbank den Horizont verfinsterte. »Könnte eine stürmische Nacht werden.«

»Kümmerst du dich um das Loch im Dach?«, fragte sie ihn. Ihre winzige Hütte mit den Lehmwänden und dem Reetdach hielt dem schlechten Wetter kaum noch stand.

»Ja.« Er reichte ihr Sean. »Lass mich vorausgehen, dann brennt schon ein warmes Feuer im Kamin, wenn du nach Hause kommst.«

»Danke, Brannon.« Sie sah ihm lächelnd nach. Ohne Brannon wäre sie nach dem Tod von Seamus als Achtzehnjährige, die keine Ahnung hatte von der Landwirtschaft, nie-

mals zurechtgekommen. Brannon hatte jeden Tag ein paar Stunden der Arbeitszeit auf seiner eigenen Farm geopfert, um ihr zu helfen. Er war drei Jahre älter als sie, groß gewachsen und kräftig, hatte blonde Haare und blaue Augen, und schon bald war aus dem nachbarschaftlichen Beistand Liebe geworden. Bisher hatte sie ihn geneckt und ihm keine eindeutige Antwort auf seine wiederholten Heiratsanträge gegeben, doch in diesem Monat würde sie Ja sagen, denn sie sehnte sich genauso sehr nach seinem Körper wie er sich nach dem ihren. Sie wollte die Gebote befolgen, die der katholische Glaube ihr auferlegte, was bedeutete, dass es erst nach der Kirche ins Schlafzimmer gehen konnte.

Eine steife Brise wühlte das Wasser auf, als sie ihre Hütte erreichte. Sie hörte, wie sich Hufschlag näherte, und wenig später entdeckte sie einen Reiter zwischen den Bäumen neben der Straße, der ihr zuwinkte und das Pferd näher heranklenkte. Orlaith wich einen Schritt zurück.

»Mrs. Downey.« Der Mann stieg mit einem strahlenden Lächeln ab. »Wie geht es Ihnen heute Morgen?«

»Sehr gut, Mr. Whiteley«, antwortete sie mit einem Knicks. Unruhig fügte sie hinzu: »Täusche ich mich, Sir, aber ist die Pacht nicht erst in zwei Wochen fällig?«

Er lachte. »Machen Sie sich darüber keine Sorgen, Mrs. Downey, ich bin nicht wegen der Pacht gekommen. Ich war in der Gegend unterwegs, und als ich Sie gesehen habe, wollte ich Sie begrüßen.«

Sie nickte, unsicher, was sie darauf sagen sollte. Randall Whiteley war der Grundbesitzer. Abgesehen von dem, was Seamus über ihn erzählt hatte, wusste sie nicht viel von ihm. Er war mit einer schönen jungen Frau verheiratet gewesen, die ihn eines Liebhabers wegen verlassen hatte. Laut Aussage von Seamus hatte Randall sich danach verändert; nun behandelte er die Frauen schlecht.

Als Randall den leeren Korb in ihrer Hand bemerkte, fragte er: »Sie waren heute Morgen auf dem Markt?«

»Ja, Sir, um Eier zu verkaufen.«

»Gut. Mit einem kleinen Kind ist das doch sicher ein weiter Weg?«

»Nicht so schlimm, Sir.«

»Natürlich nicht. Schließlich hat Mr. Ryan Ihnen geholfen, nicht wahr? Er hilft Ihnen oft.«

»Ja, Sir.« Dass Whiteley sie beobachtet hatte, beunruhigte sie. »Er ist ein guter Nachbar, Sir.«

Randall schwieg.

Orlaith trat nervös von einem Fuß auf den anderen. »Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden, Sir.«

»Aber ja. Ich möchte Sie nicht aufhalten, Mrs. Downey.«

Fast wäre sie das letzte Stück zur Hütte gelaufen. Weil sie wusste, dass Whiteley ihr von der Straße aus nachsah, zwang sie sich, bis zur Tür zu gehen. Doch sobald sie drinnen war, sperrte sie sie hinter sich zu und wagte nicht, noch einmal hinauszublicken.

Am folgenden Morgen wurde Dromkeen von stürmischen Ostwinden gebeutelt. Aus den Wolken ergossen sich heftige Regenfälle, die die kleinen Seen füllten und in Bächen durch die Felder zum Meeresufer rannen. Brannon beobachtete die brodelnde See von seiner Hütte auf dem Hügel aus. Die riesigen Wellen brachen sich mit lautem Tosen am Strand. An diesem Tag war keine Arbeit möglich, so viel stand fest.

Am Nachmittag rannte er zu Orlaiths Hütte hinunter. Das Gras war vom Regen nass, und der aufspritzende Schlamm verdreckte seine Leinenhose.

»Bist du wahnsinnig, dich bei einem solchen Wetter hinauszuwagen?«, schalt sie ihn, als er tropfnass die Hütte betrat. »Morgen hast du einen Husten.«

»Grässlicher Tag, stimmt. Wie geht's dem Kleinen?«

Sean hüpfte aufgeregt auf und ab, als er Brannon sah.

»Ich wollte uns Kartoffeln kochen, aber das Holz ist feucht«, beklagte sich Orlaith. »Was für ein Wetter.«

»Lass mich es versuchen.« Brannon schob sie vom Kamin weg. »Kümmere dich um die Karotten und den Kohl; ich mach das hier schon.«

Wenige Minuten später brannte das Feuer. Als Kartoffeln und Gemüse gekocht waren, aßen die drei miteinander. Bei Einbruch der Dunkelheit begann Orlaith zu gähnen. Brannon häufte mehr Torfbrocken aufs Feuer und gab Orlaith zum Abschied einen langen Gutenachtkuss.

Inzwischen hatten Regen und Wind nachgelassen. Brannon erklimmte den Hügel zu seiner Hütte. Bevor er die Tür erreichte, schaute er aufs Meer hinaus und sah, dass es sich beruhigt hatte. In der Ferne entdeckte er einen kleinen Punkt.

Ein Schiff.

Er kannte weder Form noch Segel. Es war zu groß für eines der örtlichen Fischerboote, bewegte sich an der Küste entlang und verschwand schließlich hinter den Klippen.

»Arme Kerle«, murmelte Brannon. Vermutlich suchten sie Zuflucht vor dem Wetter.

Brannon betrat seine Hütte, ohne einen weiteren Gedanken auf das fremde Schiff zu verschwenden. Weil es zu spät war, den Kamin anzuzünden, ging er bald darauf ins Bett.

Kurz vor Morgengrauen wachte er auf. Die Zimmerdecke war dunkel, doch von draußen drang blaues Licht herein. Brannon fragte sich gähnend, was ihn so früh geweckt hatte.

Ein lautes Geräusch ließ ihn zusammensucken. Er stand fluchend auf und ergriff einen Schuh, um sich verteidigen zu können. »Wer ist da?«

Jemand hämmerte so heftig gegen die Tür, dass der Riegel in dem verrosteten Schloss erzitterte.

»Wer ist da?«, wiederholte Brannon.

»Ich!«, rief eine Stimme. Als Brannon die Tür öffnete, stolperte Orlaith kreidebleich mit dem weinenden Sean auf dem Arm herein.

»Was ist denn?« Er packte sie an der Schulter, um sie zu beruhigen.

»Da draußen sind Leute«, stammelte sie mit einem ängstlichen Blick zurück. »Sie wollen uns holen, Brannon. Wir müssen uns verstecken.«

»Was redest du da?«, fragte er verständnislos. »Lass mich nachsehen.«

»Nein, geh da nicht raus!«, flehte sie ihn an und versuchte, ihm den Weg zu versperren.

»Beruhige dich, Orlaith. Bleib hier. Ich muss nachschauen.«

Er lief hemdsärmelig und barfuß durch die eisige Morgenluft. Am Himmel funkelten Sterne, während im Osten fahles Licht über dem Meer heraufdämmerte. Schwer atmend erreichte er die Hügelkuppe, von der aus er einen Blick auf Dromkeen hatte.

Was er von dort aus sah, verschlug ihm den Atem vollends.

Horden dunkelhäutiger Gestalten mit nackten Armen schwärmten durch den Ort und verschafften sich gewaltsam Zutritt zu den Häusern. Sie waren mit Schwertern und Pistolen bewaffnet; drei Leute aus dem Dorf lagen tot auf dem Boden. Die reetgedeckten Dächer waren angezündet, um die Bewohner herauszutreiben; die Flammen tauchten alles in gespenstisches orangefarbenes Licht. Weiter oben wurde mindestens ein Dutzend Menschen weggeschleift, zusammengetrieben und den sich windenden Pfad zum Ufer hinuntergeprügelt.

»Gütiger Gott!«, murmelte Brannon entsetzt.

»Brannon, komm herein!«, rief Orlaith von der Hütte aus.

Der Klang ihrer Stimme riss Brannon aus seiner Trance. Als er wieder bei ihr war, wollte sie die Tür hinter ihm verschließen, doch er sagte: »Wir können nicht hierbleiben. Nimm Sean und komm mit mir.«

»Wer ist das da unten, Brannon?«

»Wir werden nicht warten, um das herauszufinden.«

Er ging ihnen voran über windumtoste Anhöhen und Wiesen in den Wald. Dort war es noch dunkel, und der Lärm aus dem Ort drang gedämpft herüber. Sie kletterten über einen umgestürzten Zaun zu einem Pfad durch ein Kiefern-wäldchen.

»Weißt du, wohin dieser Weg führt?«, fragte Brannon Orlaith.

Sie nickte. »Zum westlichen Strand.«

»Geh runter und versteck dich in der Schmugglerhöhle. Da bist du sicher.«

»Und wo willst du hin?«, fragte sie besorgt. »Lass uns nicht allein!«

»Ich komme nach, wenn ich meine Pistole geholt habe.«

Katholiken war es bei Strafe verboten, Waffen zu besitzen. Die Pistole hatte Brannon von seinem Vater. Sie funktionierte noch und war mit einem Beutel Bleikugeln und etwas Schießpulver in der Hütte versteckt. Brannon hatte Orlaith, die sich als ziemlich gute Schützin entpuppte, gezeigt, wie man damit umging.

»Beeil dich«, bat Orlaith ihn. »Und lass dich nicht erwischen!«

»Geh jetzt, Orlaith. Warte in der Höhle auf mich.«

Sie sah ihn mit Tränen in den Augen an. »Ich liebe dich, Brannon.« Dann betrat sie, Sean fest an der Hand, den Pfad und verschwand in der Dunkelheit.

Brannon lief in die andere Richtung. Hätte er doch früher an die Pistole gedacht! Er stolperte den Hügel hinunter auf die Hütte zu, eisig kalte Luft in den Lungen, die furchterregenden Geräusche aus dem Dorf im Ohr.

Sein Instinkt hielt ihn davon ab, die Hütte sofort zu betreten. Aus den Büschen hörte er ein dumpfes Geräusch, und plötzlich sprang eine dunkle Gestalt aus den Schatten. Brannon duckte sich, als eine Waffe auf ihn herniedersauste, wurde jedoch von der Wucht des Angriffs zu Boden gerissen. Er rollte weg und versuchte, wieder auf die Beine zu kommen, während der Mann einen fremdländischen Schlachtruf ausstieß und sich noch einmal auf ihn stürzte. Der Lärm erregte die Aufmerksamkeit anderer.

Zwei Männer tauchten aus der Hütte auf, wo sie Brannons wenige Habseligkeiten durchwühlt hatten. Ihre Zähne glänzten weiß im Morgenlicht. Mit Metallnieten besetzte Knüppel schwingend, bildeten sie einen Halbkreis um ihn und drängten ihn gegen den Kartoffelkarren. Brannon suchte den Boden nach einer Waffe ab; seine Finger schlossen sich um einen Stein, den er warf. Er traf den ersten Fremdling an der Stirn und setzte ihn außer Gefecht. Brannon sah sich nach einem weiteren Stein oder einem anderen schweren Gegenstand um und stellte sich den zwei verbliebenen Angreifern.

Mittlerweile hatte sich ein vierter unbemerkt hinter ihn geschlichen und versetzte ihm mit einem Knüppel einen leichten, aber gezielten Schlag auf den Hinterkopf.

Brannons Blick wurde trüb; er versuchte, sich an dem Karren festzuhalten, doch ihm versagten die Beine, und er sank bewusstlos ins feuchte Gras.

2

Kapitän Al Abbas al-Zaki stand bis zu den Knöcheln im Wasser der kleinen Bucht. Der Morgen hatte das ölige Schwarz der See in Bleigrau verwandelt, und die schwache Sonne am Horizont schien einen helleren Tag zu versprechen. Es war Zeit aufzubrechen.

Al-Zaki hatte die Gefangenen angewiesen, sich mit Hand- und Fußfesseln aneinandergekettet am Strand aufzustellen. Die Gefangenen waren zu schwach und verwirrt, um sich zu wehren. Man zwang sie, sich auf den Boden zu setzen, sodass man die Bewusstlosen an ihnen festmachen konnte. Anschließend wurden sie in Gruppen zu den Beibootten geschleucht, die sie zum Schiff bringen würden. Al-Zaki schätzte ihre Zahl auf über hundert, und das stimmte ihn zufrieden. Dunkelheit und unbekanntem Gelände zum Trotz hatte die eingespielte Mannschaft schnell gearbeitet. Drei Mitglieder der Crew waren bei einem Haus über den Hügeln erschossen worden, die einzigen Verluste, die al-Zaki zu beklagen hatte.

Bei dem Schiff handelte es sich um ein in Algerien gebautes Xebec mit vierundzwanzig Geschützen. Weil es nicht allzu tief im Wasser lag und leicht war, ließ es sich gut manövrieren, eignete sich also bestens für die Korsaren. Xebecs waren jedoch eher in den sanften Gewässern des Mittelmeers zu Hause als im kalten, unberechenbaren Atlantik.

Als sich der letzte Gefangene an Bord befand, trat al-Zaki ans Vorderdeck. Die Anker wurden gelichtet, und die

Mannschaft setzte das viereckige Segel am Hauptmast. Die lange Reise nach Süden begann.

Als das Schiff den Hafen verließ, wurden die aneinandergeketteten Gefangenen durch eine Luke in den Frachtraum gebracht. Dieser war in jeweils knapp vierzig Zentimeter übereinanderliegende Ebenen eingeteilt. So ließ sich eine erstaunlich große Zahl von Menschen unterbringen. Der Raum zwischen den Ebenen war so knapp bemessen, dass man sich darin nicht umdrehen konnte. Jeder Quadratzentimeter wurde genutzt; die Gefangenen lagen dicht an dicht; ihre Arme und Beine berührten einander.

Brannon hatte gerade erst das Bewusstsein wiedererlangt und war noch unsicher auf den Beinen. Als ihm der Gestank aus dem Frachtraum in die Nase stieg, der ihn an verdorbenes Fleisch erinnerte, wurde ihm übel. Hinter ihm übergab sich einer seiner Leidensgenossen; das Erbrochene landete neben Brannons Füßen. Nun wurde der Gestank fast unerträglich.

Es war schwierig, etwas zu erkennen, weil nur durch die Luke Licht hereinfiel. Sie wurden einen schmalen Gang entlanggeschoben und einer nach dem anderen einem Platz zugewiesen, wo die Mannschaft die Ketten durch an den Spundwänden befestigte Ringe zog. Auch Brannon wurde mit einer Ohrfeige niedergestoßen.

Er landete neben zwei anderen Männern und konnte sich nur mit Mühe zwischen die Ebenen quetschen. Es war kaum genug Platz, den Kopf zu heben, geschweige denn sich zu bewegen. Aus Angst vor dem Ersticken holte er tief Atem, doch das war in der abgestandenen Luft gar nicht so leicht.

»Sieht aus, als würden wir uns das Bett teilen«, brummte der Mann neben ihm.

Brannon erkannte ihn als Pat Browne, einen Seemann im

Ruhestand, der eine Farm in der Nähe von Dromkeen gepachtet hatte. »Was sind das für Leute, Pat? Was haben sie mit uns vor?«

»Frag lieber nicht, Brannon.«

Die Gefangenen wurden einen ganzen Tag lang unter Deck gehalten; erst dann öffnete man die Luke für die geschwächten Dorfbewohner.

Sechs Mannschaftsmitglieder kamen unter Deck, lösten die Ketten von den Spundwänden und trieben die Gefangenen, die sich mit gesenkten Köpfen in ihr Schicksal fügten, mit Ledergeißeln zur Luke.

An Deck blendete sie das morgendliche Licht, das sich in den feuchten Spanten spiegelte. Sie wurden entlang der Reling auf der Backbordseite aufgestellt, wo Fässer mit Wasser und eingelegtem Fleisch warteten, die die hungrigen und durstigen Gefangenen gierig anstarrten.

Brannon ließ den Blick über seine Leidensgenossen schweifen. Gott sei Dank konnte er Orlaith nirgends entdecken. Bestimmt war es ihr gelungen, sich zu verstecken und der Gefangennahme zu entgehen. Eine andere Möglichkeit mochte er nicht in Betracht ziehen.

Weil sie die gesamte Nacht unter Deck verbracht hatten, wusste er nicht, wo sie sich befanden. Seit dem Überfall waren viele Stunden vergangen; Brannon fragte sich, wie weit sie sich von der Heimat entfernt hatten. Er hörte nirgendwo Seevögel, was darauf hindeutete, dass sie sich nicht mehr in Küstennähe aufhielten. Ein kräftiger Wind füllte die Segel; sie kamen gut voran. Der Gedanke beunruhigte ihn. Brannon hatte sein ganzes Leben am Meer verbracht, war aber nie so weit hinausgefahren, dass er das Land aus den Augen verloren hätte.

Jemand aus der Crew schritt die Reihe der Gefangenen

ab, blieb vor Brannon stehen und musterte ihn, beeindruckt von seinem kräftigen Körper, den die Jahre harter Landarbeit geformt hatten. Er befühlte seine Muskeln an Armen und Torso und taxierte ihn wie einen Stier auf dem Markt.

»Kann ich irgendwie behilflich sein?«, fragte Brannon verärgert.

Der Araber hob die Peitsche und schlug Brannon mit einer Salve übelster Beschimpfungen ins Gesicht, bevor er wütend eine Faust ballte. Die ineinander verdrehten Leder Schnüre hinterließen schmerzende Streifen auf der Wange Brannons, den der Zorn packte. Doch Pat Browne, der neben ihm stand, warnte ihn: »Verhalt dich ruhig, sonst bringen sie dich um.«

Brannon gelang es tatsächlich, seine Wut zu zügeln. Der kräftige Araber setzte seine Inspektion fort, und als er fertig war, überquerte er das Deck. Mittlerweile war ein anderer Mann aufgetaucht, dem die Crew Platz machte. Brannon hielt ihn für den Kapitän.

Der Mann war groß gewachsen und hatte breite Schultern und schwielige Hände, von denen eine auf dem Griff seines Breitschwerds ruhte. Er trug einen Turban und kam Brannon mit seinem Raubvogelgesicht und dem dunklen, ordentlich gestutzten Bart so nahe, dass dieser seine pechschwarzen Augen sehen konnte. Die Gefangenen wurden unruhig.

Der Kapitän rief den Araber, der die Gefangenen inspiert hatte, zu sich, um sich einige von ihnen zeigen zu lassen, bevor er das Deck wieder verließ. Dann bellte der Araber einen Befehl, und zwei Mannschaftsmitglieder lösten die Fesseln von drei Gefangenen und forderten sie auf vorzutreten.

Brannon kannte sie. Der erste, Myles O'Mahony, war ein unverheirateter Farmer über fünfzig, ein ruhiger, freund-



Paul Reid

Stürmische Gezeiten

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47654-1

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 2012

Ihre Welt ist ohne Hoffnung – doch ihre Liebe ist stärker

Irland, 1790. In einer stürmischen Nacht überfallen maurische Piraten ein kleines Fischerdorf. Unter den Gefangenen befindet sich der junge Farmer Brannon Ryan, der auf brutale Weise von der Liebe seines Lebens, Orlaith Downey, getrennt und nach Nordafrika in die Sklaverei verkauft wird. Sein Leben ist fortan von Krieg und Gewalt bestimmt, doch sein Herz bleibt in Irland. Dort sieht sich währenddessen Orlaith – unfähig, die Farm ohne Brannon weiterzuführen – vom sicheren Untergang bedroht. Und so trifft sie eine verhängnisvolle Entscheidung ...